

Die schillernde Welt Ostindiens

Lust und Laster	Seite 2
Eine Welt für sich	Seite 4
Sarong und Kebaya	Seite 6
Blütenträume	Seite 8

Lust und Laster

So konservativ und sittenstreng man in den Niederlanden im 19. Jahrhundert lebte, so sinnensfreudig und (aus damaliger europäischer Sicht geradezu schockierend) lasterhaft waren die Verhältnisse in Ostindien. Ein generelles Missverhältnis zwischen der alten Welt in Europa und neuen kolonialen Welten in trocken-heißem oder tropischem Klima - wenn auch nicht ohne eine gewisse Doppelmoral, was die Unterschiede zwischen Männern und Frauen betraf.

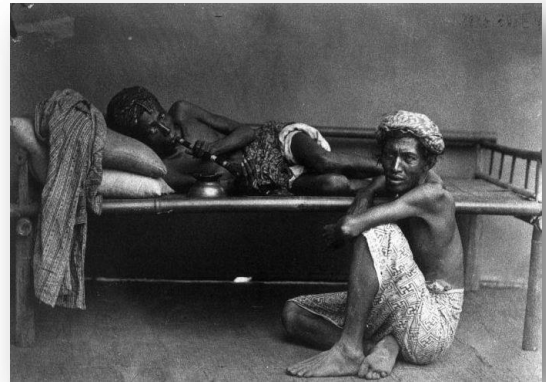
Zu der Zeit, in der *Das Herz der Feuerinsel spielt*, war es kaum mehr vorstellbar, dass englische, französische und niederländische Frauen ebenso wie Eurasierinnen noch der in Südostasien weit verbreiteten Sitte des Betel-kauens anhängen; Betel, das leicht berauscht und euphorisierend wirkt. Erst im Lauf des 19. Jahrhunderts gaben weiße Frauen nach und nach diese Angewohnheit auf, die zunehmend als unschön und unfein galt. Nur bei den Einheimischen und den Peranakans blieb das Betelkauen beliebt. Besonders schön gestaltete und wertvolle Behältnisse, in denen das *sireh* genannte Betel aufbewahrt wurde, und die dazugehörigen Utensilien waren der ganze Stolz einer vermögenden Peranakan-Frau, wie diese als *tepak sireh* bezeichneten Behältnisse aus jener Zeit im Asian Civilisations Museum Singapur bezeugen.



Gegen Ende des Jahrhunderts gewann auf Java das Rauchen von Opium zunehmend an Beliebtheit; Opium, das betäubend, schmerzstillend und beruhigend wirkt, aber auch den Appetit dämpft und neben seinem hohen Suchtpotential zu Depressionen und vollkommener Apathie führt. Von den Niederländern ins Land gebracht und gefördert, verdienten diese gut an der Einfuhr und der Vergabe von Verarbeitungs- und Verkaufslizenzen, ebenso wie die Chinesen und Peranakans, ihre Partner in diesem Geschäft.



Opiumutensilien, Asian Civilisations Museum



Opiumraucher auf Java, 1870

Wie in allen anderen europäischen Kolonien war auch Ostindien für die Fantasie der Niederländer das, was die feministische Publizistin Anne McClintock 1995 so treffend als „porno-tropics“ bezeichnete. Die Tropen waren für die aus einer konservativen, restriktiven Atmosphäre stammenden Europäer eine perfekte Folie, um verbotene sexuelle Fantasien und Ängste auf die Menschen der exotischen Welt zu projizieren und hier

auch auszuleben. Mit einer beinahe schon fetischistischen Wahrnehmung wurden die Tropen als sinnlich und feminin empfunden, als verführerisch, aber auch gefährlich. Eine Welt, die üppig war und reif vor Sinnlichkeit und die quasi auf dem Silbertablett reichlich Gelegenheiten bot, sexuell aktiv zu sein.



Mädchen aus dem Preanger, ca. 1890

Umgekehrt wurde ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass die Menschen eben dieser exotischen Welt sexuell unersättlich seien, unkontrollierbar, manchmal auch in sexueller Hinsicht deviant. Was im Alltagsleben zu einer merkwürdigen Mischung aus Angst und Angewidertsein einerseits, Faszination und unwiderstehlicher Anziehungskraft andererseits führte, die wiederum ein Verhalten zwischen verklemmter Reglementierung und ausschweifendem Ausleben bis hin zu sexueller Nötigung oder Gewalt zur Folge hatte, wie im Roman geschildert.

Eine Welt für sich

Die Peranakans

Peranakan, *Kind des Landes* oder *Abkömmling* - mit diesem Begriff bezeichnet man im Allgemeinen in Malaysia, Singapur und Java die Nachkommen aus Verbindungen zwischen chinesischen Männern und einheimischen Frauen. Nachkommen, die aus Lebensweise, Traditionen, Kultur, Glauben ihrer beiden Welten etwas ganz eigenes schufen: die Peranakan-Kultur.

In der Praxis ist das etwas komplizierter, denn der Begriff wurde auch auf Verbindungen mit niederländischem, indischem oder japanischem Anteil ausgedehnt, und oft wird statt Peranakan auch der Begriff *Baba Nyonya* (Herr und Frau) verwendet, besonders in Teilen von Malaysia und auch in Singapur.

Auf Java waren im 19. Jahrhundert beide Begriffe kaum gebräuchlich, obwohl den Niederländern der Unterschied zwischen Chinesen und Peranakans durchaus bewusst war und dieser Unterschied auch Konsequenzen im gesellschaftlichen Umgang nach sich zog.

Go Kian Gie, der Opiumhändler, war von Anfang an für mich nur als Peranakan vorstellbar, allein schon aufgrund der demographischen Gegebenheiten jener Jahre auf Java. In den Quellen zwar meist ununterscheidbar „Chinesen“ genannt, waren es vorwiegend Peranakans, die zu Reichtum gelangten, nicht selten durch die lukrativen Lizenzen für Opiumhandel.

Peranakans waren es, die danach strebten, so zu leben wie die Europäer, ohne dabei ihre chinesischen Wurzeln zu vergessen oder gar zu verleugnen, aber dennoch immer in dem Bewusstsein verhaftet blieben, wie sehr ihre ethnische Zugehörigkeit einer gläsernen Decke glich, an der ihr gesellschaftlicher Aufstieg, ihre Bestrebungen nach Anerkennung, nach Gleichberechtigung, zwangsläufig enden würden.

Ein Spannungsfeld, das Kian Gies Charakter geformt und letztlich auch vergiftet hat. Ich mag solche finsternen, gebrochenen Charaktere, und genau wie bei Vincent de Jong fand ich es gleichermaßen spannend wie eine Herausforderung, über Kian Gie zu schreiben, der mir schon bei der Planung des Romans sehr plastisch und greifbar vor Augen stand.



Altar, Peranakan Museum

Ein Gefühl für Kian Gie bekam ich aber erst bei meinem Besuch des Peranakan Museums in Singapur. In

den Räumen dieses Gebäudes aus der Kolonialzeit, liebevoll bis ins kleinste Detail mit Möbeln, Geschirr und Textilien eingerichtet wie ein typisches Peranakan-Haus, mit Einblicken in das Alltagsleben und besonderen Anlässen wie einer Hochzeit, konnte ich Kian Gie näher kommen. Im Peranakan-Museum war es mir möglich, ein bisschen in seinen Fußstapfen durch seine Welt zu gehen und sie mit meinen Augen sehen.



Umgekehrt habe ich ein bisschen etwas von dem, was ich im Museum gesehen und erfahren habe, in den Roman einfließen lassen. So hat der Altar in der Eingangshalle von Kian Gies Haus sein Vorbild in dem Altar, der im Museum zu sehen ist, wie überhaupt die Innengestaltung des Hauses bis hin zum Tafelgeschirr von den Ausstellungsstücken im Museum inspiriert ist. Vor allem ein Frisiertisch hatte es mir angetan, und ich wusste sofort, einen solchen würde ich Floortje in ihr Zimmer bei Kian Gie stellen.

In Singapur ist die Beschäftigung mit der Kultur der Peranakans sehr lebendig, was sicher auch mit der Geschichte der Stadt selbst zu tun hat, und ich hatte den Eindruck, dass man dort auch sehr stolz auf diese buntgemischte Herkunft ist.

Da die Peranakan-Frauen sich die meiste Zeit im Haus aufhielten, beschäftigten sie sich viel mit Handarbeiten; einer Peranakan-Frau gereichte es zur Ehre, wenn sie geschickt im Nähen und vor allem im Sticken war. Über die Zeit entwickelte sich aus der chinesischen und der indonesischen Kultur eine ganz eigene Kunstform im Alltagsdesign, in eigenen Farbkombinationen und Mustern, die man heute in Singapur überall sieht. Es gibt Krawatten, Schals und Kugelschreiber in typischem Peranakan-Design, Notizblöcke, Briefpapier und auch Kleidung.

Und wer das nächste Mal an einem Flughafen ist und zufällig den atemberaubend schönen Flugbegleiterinnen von Singapore Airlines begegnet, sollte sich ihre Wickelröcke und Blusen genauer betrachten: denn auch diese zeigen ein typisches Peranakan-Muster.



Sarong und Kebaya

Jedes Mal, wenn ich an einem Roman arbeite, komme ich zuverlässig früher oder später an den Punkt, an dem ich mich frage, ob es richtig war, den betreffenden Stoff ausgerechnet jetzt anzugehen und nicht etwa erst ein paar Jahre später. Und ebenso zuverlässig fügt es sich jedes Mal, dass ich buchstäblich über Dinge stolpere, die mit eben diesem Romanstoff zu tun haben und mir ganz neue Einsichten in die Welt, mit der ich mich gerade beschäftige, bescheren und zusätzliche Perspektiven auf die Geschichte eröffnen, die

ich erzählen will. Kleine Geschenke des Schicksals, die mir das Gefühl geben: doch, genau jetzt ist die richtige Zeit für diese Geschichte, genau jetzt will sie erzählt werden.

So auch im November 2011, als ich in Singapur das Peranakan Museum besuchte, in dem gerade zu dieser Zeit eine Sonderausstellung zu Sarong und Kebaya gezeigt wurde.

Eine um die Hüften gewickelte Stoffbahn ist wohl mit die älteste Form menschlicher Bekleidung, und überall auf der Welt gibt es noch Länder und Völker, die sich dieses traditionelle Kleidungsstück in der einen oder anderen Form erhalten haben, ganz besonders in Südostasien - wenn es auch zunehmend von moderner, westlicher Kleidung wird.

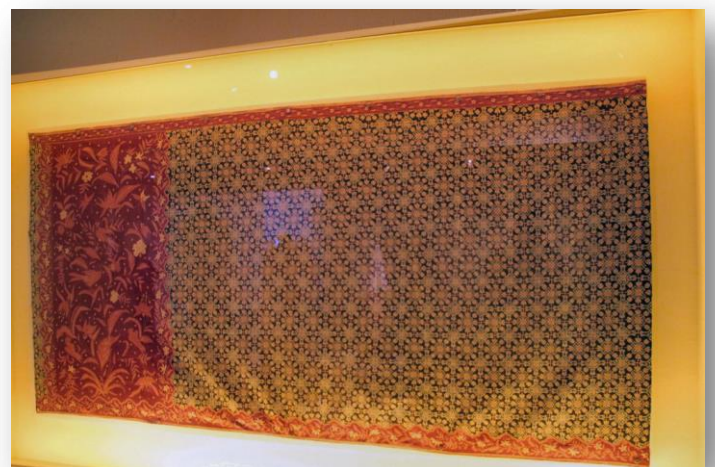
Auf Java ist es der Sarong, gewickelt und geknotet, mit einem Zipfel im Bund festgesteckt (beide Tragevarianten heißen strenggenommen *kain*, werden aber

aus westlicher Sicht trotzdem einfach unter der Bezeichnung *sarong* zusammengefasst) oder mit einer kleinen Naht zusammengehalten und am Bund gerollt - die traditionelle Kleidung von Frauen wie Männern.

Muster und Farben hängen nicht nur von der Entwicklung der Techniken des Färbens und Webens ab, sondern auch von der Region, in der der Sarong hergestellt und getragen wird, von Rang und Stand des jeweiligen Trägers in der Gesellschaft und nicht zuletzt von der jeweiligen Mode einer bestimmten Zeit.



Verschiedene Sarongs und Kebayas, ausgehendes 19. und frühes 20. Jhdt.



Sarong, 19. Jhdt.



Kebayas, Mitte 19. Jhdt.

Nach einigen Quellen stammt das Wort *sarong* aus dem Sanskrit, eine der Wurzeln der alt-javanesischen Sprache. *Saranga* bedeutet vielfarbig, aber auch Kleidungsstück; im Malaiischen bedeutet es Hülle.

Ein typischer Sarong ist einen knappen Meter breit und etwa 2,3 m lang, und die Muster entstehen durch verschiedene Techniken, von denen Weben mit verschiedenfarbigen Garnen, Bemalung von Hand oder Stempeldruck die einfachsten sind. Komplizierter ist das Batik, bei dem man den Stoff an den Stellen, die ungefärbt bleiben sollen, mit flüssigem Wachs bemalt, das nach dem Färben und Trocknen entfernt wird. In aufeinanderfolgenden Arbeitsgängen entsteht so nach und nach ein mehrfarbiges Muster auf einem dunklen (weil mehrfach überfärbten) Hintergrund; je aufwändiger und bunter das Muster, je dunkler der Untergrund, desto wertvoller der Sarong.

Eine andere Vorgehensweise ist die Technik des Ikat, bei dem vorab schon das Garn partienweise in verschiedenen Farben eingefärbt wird und beim Weben daraus dann die Muster entstehen. Die höchste Meisterschaft des Ikat besteht im doppelten Ikat, bei dem beide Seiten des Stoffes gemustert gewebt werden; ein zeitraubendes und kompliziertes Verfahren, das die Sarongs entsprechend wertvoll und teuer macht.

Der Sarong ist für das Klima in Südostasien das ideale Kleidungsstück, genauso wie die dazugehörige dünne Bluse, die Kebaya, die aus dem arabischen Raum stammt und deren Name sich vom arabischen *abaya* für Kleidung ableitet.

Es wird Lady Raffles, der Gattin von Sir Stamford Raffles, von 1811 bis 1818 britischer Gouverneur auf Java, zugeschrieben, dass sie Sarong und Kebaya für die europäischen Frauen der Insel salonfähig machte. Bis Mitte des Jahrhunderts waren Sarong und Kebaya zur selbstverständlichen Alltagskleidung für die niederländischen, englischen, französischen und deutschen Frauen auf Java und Sumatra geworden, sowohl im eigenen Haus als auch für Besuche bei Freunden und Bekannten. Nur zu förmlicheren Anlässen wurden Kleider nach europäischer Mode getragen.

Die klare Trennung der Gesellschaft auf Java spiegelte sich auch in der Kleidung wider. Weiße Kebayas waren allein europäischen und eurasischen Frauen vorbehalten. Für einheimische Frauen und die Frauen



Niederländisches Mädchen in Indonesien, ca. 1930

der Peranakans waren sie lange verboten; sie trugen Kebayas in anderen Farben. Auch in den Sarongs zeigten sich Unterschiede: europäische und eurasische Frauen trugen Sarongs in gedeckteren Farben, mattem Rot, Grün, Blau, Creme und Braun, während die der einheimischen Frauen und der Peranakans intensivere Farben aufwiesen und generell bunter und leuchtender waren.

Die Muster und Farbzusammenstellung der Sarongs waren modischen Strömungen unterworfen. So gab es Zeiten, in denen Schlachtenszenen besonders beliebt waren wie in den Jahren des Java-Kriegs 1825-1830 oder während des Lombok-Kriegs 1894. Um die Jahrhundertwende schlug sich der Stil des Art Nouveau in den Mustern der Sarongs nieder, und während in einer Saison auf europäische Motive wie Grimms Märchen zurückgegriffen wurde, gab es andere Jahre, in denen traditionelle Muster der javanesischen Kultur besonders beliebt waren.

Bestimmend für die Mode waren teilweise auch die Frauen, die Sarongs entwarfen und herstellten, wie Mitte des 19. Jahrhunderts Carolina von Franquemont, die eurasische Enkelin eines niederländischen Offiziers oder um die Jahrhundertwende Lien Metzelaar.

Auch für die Kebaya gab es verschiedene Moden. Uns sind Kebayas aus der Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten, die großzügig geschnitten und aus dickerer, schmuckloser Baumwolle sind, während sie gegen Ende des Jahrhunderts oft körpernaher ausfallen, mit einem Saum, der über der Hüfte endet, und diese sind dann auch aus feinerem, durchscheinendem Gewebe, mit fast transparenten Einsätzen und verschwenderischem Besatz aus niederländischer oder Brüsseler Spitze.

Wie hauchfein diese Kebayas waren, davon konnte ich mich im Museum mit eigenen Händen überzeugen - so fein, dass es nicht viel Imaginationskraft brauchte, um mir vorzustellen, wie schockiert ein Besucher aus den damals so konservativen Niederlanden von dieser Art der Kleidung gewesen sein musste.



Hemdchen, wie sie um 1890 unter den Kebayas getragen wurden

Blütenräume

Es mag sich klischeehaft anhören, aber ein besonders hervorstechendes Kennzeichen der Inselwelt Indonesiens ist in der Tat ihre beinahe unglaubliche Blütenpracht. In Indonesien schätzt und liebt man Blütenschmuck in jeder Form, ob an sich selbst, vor oder im Haus - und natürlich nicht zuletzt in religiösen Ritualen und zur Zierde von Tempeln, Moscheen, Kirchen und anderen heiligen Stätten.

Viel Sonne an den beständig zwölf Stunden langen Tagen und kräftiger Regen, feuchtheiße Luft und vulkanische Böden machen aus den Inseln ein Art natürliches Treibhaus, in dem nicht nur aus anderen warmen Ländern eingeführte Blütenpflanzen wie die Poinsettie (uns als Weihnachtsstern bekannt) prächtig gedeihen, sondern auch dort heimische Pflanzenarten, die uns in der westlichen Welt inzwischen ebenfalls als beliebte Zierpflanzen bekannt sind - wie etwa die Hortensie, die tatsächlich aber aus Indonesien stammt.



Indonesischer Hibiskus

Wenn man aus Europa nach Indonesien kommt, kann man nur staunen über die Vielfalt an Blüten, deren Farben im Licht und in der Luft dort bestechend intensiv leuchten und duften. Vor allem, wenn Orchideen, die in unserem Klima so fragil sind und so besonders sorgfältig gehegt und beschützt werden müssen, dort sorglos in Kübel gepflanzt werden wie bei uns Margeritenbäumchen oder vielleicht noch Oleander im Sommer und sogar wild wachsen. Rhododendren wuchern hochhinauf und schaffen dichte Lauben aus bunten Blütenkaskaden, und Hibiskus wächst dort nicht als niedriger Strauch, sondern gleich als Baum. Es ist deshalb kein Zufall, dass Blüten und Blumen auch im Roman eine wichtige Rolle spielen.

Wenn wir an die Niederlande denken, die Heimat von Jacobina und Floortje, so kommen uns wahrscheinlich sehr schnell Tulpen in den Sinn. So wie die Niederländer einen Teil ihres Landes dem Meer abgerungen haben, schätzt man dort auch eine andere Art, die ungebärdige Natur zu zähmen: die Gartenbaukunst. Und auch in der Malerei entwickelten niederländische Künstler das kunstvolle Arrangement von Blumen, Früchten und anderen Objekten, das Genre des Stillebens, zu höchster Meisterschaft.



Frangipani

Schon gleich zu Anfang werden Jacobina und Floortje mit einer schlichten Tulpe und einer exotischen Orchidee verglichen. Floortje trägt die Assoziation mit Blüten sogar in ihrem Namen, und jeweils zu Anfang und gegen Ende des Romans kommen im Hafen von Neapel Blumensträußen eine besondere Bedeutung zu. Den gesamten Roman über werden tropische Blüten als Schmuck im Haus und bei der Bepflanzung der Gärten erwähnt, bis hin zu ihrem wilden Wuchs in der freien Natur - aber immer wieder sind Blumen auch ein Symbol in ganz bestimmten Szenen der Handlung.

Meine Lieblingsblume in Indonesien ist die Blüte des Frangipanibaumes, die es in Weiß, Rosa, Pink oder Purpurrot mit gelber Mitte gibt oder auch einfarbig gelb.

Da sie in Indonesien als besonders schön gilt und darüber hinaus Dämonen und böse Geister bannen soll, ist sie dort weit verbreitet, und dementsprechend häufig taucht sie im Roman auf. Ich kann mich nicht an ihr sattsehen, ich mag es, wie ihre festen, wachsartigen Blütenblätter die Haut schmeicheln - und ich liebe ihren schweren, betäubenden Duft, der tatsächlich abends manch-mal die Zimmer flutet.

Und Jacobinas Missgeschick, als sie versucht, die Blüten mitsamt ihrem Duft zu konservieren, basiert auf meinem eigenen Fehlversuch, getrocknete Frangipani von meiner Reise mit nach Hause zu bringen.



Frangipani



Cananga odorata

Fast genauso liebe ich den Duft von Ylang-Ylang, und zu meiner Freude entdeckte ich in einer Tempelanlage auf Bali noch junge Cananga-Bäume. Im Vergleich zu den sonstigen prächtigen, grellbunten Blüten der Tropen wirkt die Cananga sehr zurückhaltend, fast bescheiden, und auch ihr Duft ist in natura wesentlich dezenter als wir ihn aus Parfums, Essenzen und Lotionen kennen.

Für mich lag es deshalb nahe, Jan im Botanischen Garten von Buitenzorg Jacobina mit diesem Baum und seinen Blüten vergleichen zu lassen, denn der Wuchs des Baumes, seine Form und Farben, die Blüten und ihr Duft haben mich sehr an Jacobinas Aussehen und Wesen erinnert.

Und noch eine andere Blüte spielt im Buch eine Rolle - zumindest symbolhaft, als John Holtum Floortje mit einem Lotus vergleicht.

Der Lotus, der vielleicht wie keine andere Blume in Asien als heilig gilt. Die Fähigkeit der Blütenblätter, Wasser und Schmutz von sich abperlen zu lassen, machen den Lotus zum Sinnbild für Reinheit und Unschuld; darüber hinaus wird er als gleichbedeutend mit höchster weiblicher Schönheit betrachtet.

In China steht der Lotus überdies (aufgrund der gleich klingenden Laute der Worte) auch für Liebe und harmonische eheliche Verbundenheit, und auch in Indonesien sind viele Teiche mit Lotusblumen bepflanzt.



Es sind nicht zuletzt diese allgegenwärtigen, üppigen Blütenstände, die in praller, leuchtender Fülle blühenden Bäume und Sträucher, die die Inseln Indonesiens so paradiesisch wirken lassen.

Ganz wie ein traumhafter, sorgenfreier Garten Eden.

Bildquellen: S.2, 3 links oben, 4-6, 7 oben, 8-10: privat / Jörg Brochhausen. S. 3 rechts oben, 3 unten, 7 unten: Tropenmuseum, part of the National Museum of World Cultures, via Wikimedia Commons.